

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Philipp Koch nahm sich der Jugendfreundin gleichfalls nach Kräften an. Er besorgte ihr noch vor Schluß des Jahres einen fünften, sehr korrekten und zuverlässigen Pensionär — eine Landwämmin noch dazu, die Tochter des heimlichen Kreisarztes, ein bedächtiges, vomadiges Ding, das unter seiner nüchternen Außenseite die unbegreifliche Kühnheit besaß, sich in der Reichshauptstadt zur Klavierlehrerin ausbilden zu wollen.

Unter diesen Stammgästen tauchten dann vorübergehende Erscheinungen auf, Passanten, zufällig Dergeratene; auch wohl mal ein unsicherer Kantoniist — so nannte es Marie —, den man schleunigst wieder loszuwerden versuchte. Im allgemeinen waren fast alle Fremdenzimmer ständig besetzt, und das Geschäft ging, wie abermals Marie feststellte, geradezu glänzend. Nicht, daß es übermäßig viel einbrachte — ihr Kam's eher vor, als ob sie dabei nicht unerheblich Geld zulegte —, aber welche Fälle von Schaffensfreude, Arbeit und Sorge für andere brachte es ihr! Und wie glücklich fühlte sich die große Mehrzahl ihrer Gäste — wie prachtvoll schmiedte es allen! Es war, wie sie Hans Imhoff schrieb, geradezu ein Genuß, ihnen bei den Hauptmahlzeiten zuzusehen!

In der zweiten Februarhälfte wurde Hans Imhoff ein Sohn geboren.

Ein übersprudelnd glücklicher Brief brachte Marie die Freudenkunde. Alles war überraschend leicht und gut gegangen. Elses Mutter, vünllich erschienen, nahm sich der Pflege der jungen Wöchnerin mit Dingabe an. Der nächste Brief brachte gleich gute Kunde. Else sähe lieblicher aus denn je, blähe wie eine Rose und lasse sich nach Herzenslust verwöhnen. Das Kind gedeihe prächtig bei der tüchtigen Kathrin, Mieses verwitweter Schwester. Wann der kleine Heide getauft werden solle, wäre noch nicht bestimmt — Else behalte sich die Entscheidung darüber vor, bis sie wieder ganz wohl auf sei — aber soviel sei ihnen beiden, seiner Frau und ihm, schon ganz gewiß: Marie müsse dann kommen und ihr Patenkind selbst über die Taufe h. a. n.!

Von da an wurden Hans Imhoffs Briefe kürzer und flüchtiger.

„Er hat jetzt keine Zeit mehr für mich,“ dachte Marie ergeben. Aber es war doch etwas anderes, was Hans die Feder wieder ungeduldig aus der Hand werfen ließ, sobald er sich zu einem Briefe an die Jugendfreundin bereitgesetzt hatte. Die Zeit fehlte ihm weniger, als Seelenruhe, Stimmung. Er litt in diesen Tagen und Wochen mehr, als er sich's selber je eingestand. Was fast alle Eheleute zu noch tüntiger Liebe, zu noch tieferem Einverständnis zusammen-

führt: die Geburt des ersten Kindes — ihm brachte es ein Gefühl erschreckender Entfremdung. Zum ersten Male Elses fester Gegenwart entzogen, ihrem lächelnden Liebreiz, ihrer sanften Schmiegsamkeit entrückt, begann er auch zum ersten Male ernsthafter über sie nachzudenken. Sie ließ ihm Zeit dazu. Sie hauste die ersten Wochen mit ihrer Mutter in dem großen Schlafzimmer zur oberen Etage; Kind und Amme wurden in einen kleinen Raum neben der Küche verbannt. Denn Else weigerte sich trotz Zureden von Arzt, Gattin und Mutter standhaft, den Kleinen selbst zu nähren, und behauptete, zu schwach zu sein, um den Kinderlärm zu vertragen. Auch nachdem sie das Bett verlassen hatte, Hans sie jeden Morgen nach oben trug ir ihr geliebtes, von Winterfongenschein durchstutetes Prunkzimmer — auch da blieb sie am liebsten allein, nur von der Mutter gepflegt und bedient, die unermülich treppauf und treppab lief, um mit ledereen Gerichten, die sie trefflich zu bereiten verstand, der ausdrucksvollen Patientin stets wachen Appetit zu befriedigen. — Mutter und Tochter verstanden sich vortrefflich. Frau Wiederbrind schienen beseligt, den vergötterten Liebling wieder einmal nach Herzenslust verzischen zu dürfen, und Elsfriede ließ sich lächelnd, behaglich — wie ein geschmei- cheltes Käbchen — gefallen.

Nach dem Kinde fragte sie kaum, ließ sich höchstens ein paar mal am Tage bringen und schickte es rasch wieder hinaus, sobald es zu schreien begann. Die übrigen Hansgenossen schienen ihr vollkommen gleichgültig. Sie kümmerete sich um nichts weiter als das eigene Wohlergehen. Auch für Hans hatte sie nur ein zerstreutes Zulachen — ebenfalls einen Auftrag, eine Forderung. Und zum Schluß immer das gleiche: „Arbeitest du auch fleißig? Ist denn die neue Geschichte immer noch nicht fertig? Du mußt jetzt ja doch für drei verdienen.“

Das jagte ihn dann stets mit verbäufelter Stirn aus ihrer Nähe. Selten an die Arbeit zurück — die wollte ihm wirklich gar nicht mehr von der Hand gehen in dieser Zeit —, eher ins Freie, in die gedankenschwere Einsamkeit. Oder zu Philipp Koch, der, erquidend anzusehen für den treuen Freund, ausblühte, in der Gesellschaft des frischen, guten Jungen, den er liebevoll in Haus und Herz aufgenommen. Oder auch ins Wirtshaus, den Ratskeller oder eine kleine, behagliche Honoratiorenweinstube, in der er ein paar freundliche Stunden zu verbringen hoffen durfte, bei einem guten Tropfen, in nicht gerade anregender oder gar aufregender, aber doch gemüthlicher Unterhaltung. — Alles war besser als die öde Unbehaglichkeit des eigenen Hauses! Elsfriede, zum ersten Male in ihrem Leben wirklich krank, wenigstens pflegebedürftig gewesen, ließ sich noch immer mit dem vollen Egoismus unerzogener Kranker rücksichtslos gehen. Ihre Mutter unterstützte sie darin. Hans erschrak manchmal geradezu, wie sehr sich die beiden in Meinungen, Ansichten, Ausdrucksweise ähnelten. Und seine Schwiegermutter war ihm von der ganzen Familie seiner Frau von Anfang an am unsympathischsten gewesen. — —

Gegen Mitte März, ungefähr fünf Wochen nach der Geburt des Kindes, kam er von einem Sonntag-Vormittags-spaziergange, dem sich der jetzt schon gewohnte Frühjahrsregen angeschlossen hatte, gegen Mittag in sein Haus zurück. Er stieg, ohne aufzusehen, die Stufen zur Haustür empor — er unterließ es seit langem schon, sich über die wunderliche Architektur des Häuschens zu freuen — er öffnete selbst mit dem Rücken und strich leise, mit abgewandtem Kopfe an der halbhoffenen Küchentür vorüber. Aus der Küche quoll Eigeruch und die laute, breite Stimme seiner Schwiegermutter, die Miele ausschalt. Frau Wiedenbrind war heute schon den ganzen Morgen über ohne sichtbaren Grund mißgestimmt gewesen, hatte mit den Leuten gezankt, mit Else geschmolzt und sogar dem Schwiegerjohn, dem sie sonst mit respektvoller Unterwürfigkeit begegnete, eine muffige, sauerdüpliche Miene gezeigt. Hans stieg die runde Treppe empor, nicht in Sprüngen, wie damals, als er Marie abgeholt, sondern langsam, fast schwerfällig — der Widerwille stieg mit ihm empor. Oben ging er sogleich ins Wohnzimmer zu seiner Frau — denn Elsfriede hatte seit einigen Tagen ihr schönes Schlafzimmer als zu schade für tägliche Benutzung auf Rat ihrer Mutter wieder abgeschlossen, und die bedeutend kältere und unfreundlichere Eßtube bildete seitdem wieder den allgemeinen Wohnraum der Familie. Hans aber hatte sich, da sein kleines Schreiblabinnett unheizbar war, schon seit dem ersten kalten Herbsttage ganz oben, in Marias ehemaligem Fremdenstübchen, mit seiner Arbeit einquartiert und schlief auch dort seit der Geburt des Kindes.

„Ich hab' mit dir zu reden, Else“, sagte Hans sogleich beim Eintritt. „Deine Mutter ist unten, das paßt gerade — ich komme ja kaum mehr dazu, etwas mit dir allein zu besprechen. — Wann soll Bubis Taufe sein? Wir müßten uns nun wohl endlich entscheiden! Ich war vorhin ein Viertelständchen bei Phipp, und da —“

„Schon wieder!“ unterbrach Frau Else grämlich. „Alle paar Tage gehst du zu dem! Das ist doch übertrieben und hat gar keinen rechten Sinn mehr —“

„Keinen Sinn? Na, erlaube mal — Phipp kann doch jetzt noch nicht gut wieder zu uns kommen! Er will übrigens bald verreisen — auf ein paar Wochen zum mindesten — nach dem Süden — Doktor Bäumlner wünscht das, und er kann sich's ja jetzt leisten, Hans und Apotheker sind bei Liese und seinem Kessen in guten Händen. Da er aber doch bei unserem Jungen Gevatter stehen soll, und ich ihn gern selbst dabei hätte —“

Wermals fiel Elsfriede dem Gatten ins Wort.

„Ich wünschte, du hättest ihm gar nichts davon gesagt!“ sagte sie mürrisch. Hans fand wieder, sie würde ihrer Mutter ähnlich, sobald sie mißmutig aussah. Das reizte ihn.

„Warum nicht?“ fragte er ziemlich scharf. „Ich wäre wirklich begierig, zu erfahren, was dich plötzlich anderer Meinung gemacht hat! Deine Mutter vielleicht?“

„Mama?“ Elsfriede lächelte erhaunt. „Wie kommst du auf die? Die hat doch gar nichts damit zu tun — über Bubis Paten haben doch nur du und ich zu bestimmen.“

„So! Ich freue mich, daß du das einsehst. Also — ehe sie wieder nach oben kommt: Wann soll die Taufe sein? In acht Tagen? Länger könnte Philipp keinesfalls warten.“

Elsfriede stand langsam auf — sie benahm sich immer noch ein bißchen als Kranke, sie fand das sehr interessant — sie tat ein paar Schritte und blieb dann nachdenklich am Mittelstische stehen.

„Ich wollte eigentlich bis nach Mamas Abreise warten!“ sagte sie nach verdrießlichem Ueberlegen. „Sie ist doch nun bald lange genug hier — es war ja sehr bequem für mich, aber es muß doch schließlich alles ein Ende haben!“

Hans, der nach seiner Gewohnheit auf und ab gegangen war, blieb überrascht stehen.

„Ich dachte, du würdest gerade wünschen, daß deine Mutter bis zur Taufe hierbliebe — und am Ende muß sie doch wohl selbst Gevatter stehen — sie oder der Vater —“ sagte er zögernd.

Else schüttelte lebhaft abwehrend das hübsche Köpfcgen. „Eins von den Eltern? O! Das fällt mir nicht ein! Was hätten wir wohl davon!“ rief sie —

„Aber — werden sie das nicht übelnehmen?“

Die liebevolle Tochter zuckte gleichmütig die Achseln.

„Mögen sie. Ich kann's nicht helfen. Ich werde doch unserm Bubi nur Leute zu Paten aussuchen, von denen er mal wirklich was hat. Mama scheint sich freilich in der Tat eingebildet zu haben, daß wir sie oder den Vater bitten würden

— sie sprach heute früh beim Aufstehen davon, daß Papa und Else doch wohl auch zur Taufe herkämen. Das sollte uns paßen, nicht wahr? Ich habe ihr gleich erwidert, daß wir noch gar nicht wüßten, wann das sein sollte — und daß wir nicht beabsichtigen, den Tag groß zu feiern. Seitdem ist sie schlechter Laune. Langweilig, nicht wahr? Ich wäre ganz froh, wenn sie so bald als möglich abreiste!“

„Das ist sehr unrecht von dir — deine Mutter ist sehr gut zu dir gewesen, diese ganze Zeit über, Else,“ sagte Hans vorwurfsvoll. Er tadelte sich selbst damit, denn er wußte insgeheim, daß auch er froh sein würde. Die kleine Frau schien ihm das aus dem Gesicht abzulesen. Sie slog plötzlich mit der alten spielerischen Leichtigkeit in seine Arme und bot ihm lachend den Mund zum Kuß.

„Tu nur nicht gar so brav — alter Brummbar!“ sprach sie heiter. „Dir ist sie schon lange lästig geworden, das weiß ich wohl. — du ahnst gar nicht, was du manchmal für ein fürchterliches Gesicht aufstichst, wenn wir uns beim Essen oder nach dem Abendbrot zusammen unterhalten.“

Hans sah nicht ohne Nahrung in das liebevolle junge Gesicht.

„Da hast du doch also mal an mich gedacht, nicht nur an dich selber —“ sagte er sinnend.

„Na, man kann doch nicht immerzu nur an sich selber denken! Also, du gibst zu, du gestrenger Gebieter, daß du auch gar nichts dagegen hast, erst wieder ein Weiltchen mit mir allein zu sein.“

„Ich glaube, es wäre gut — für uns beide gut,“ sagte Hans mit einem Seufzer. „Deine Mutter — ohne es zu beabsichtigen natürlich — entfremdet dich mir.“

„O, du bist ja eifersüchtig!“ rief Frau Else in hellem Triumph.

„Nein, nein — das nicht, du mißverstehst mich —“

„Doch, doch — es ist so. Und ich finde das schrecklich nett von dir! Es tut mir wohl, weißt du. In der letzten Zeit warst du gar nicht mehr so nett zu mir wie sonst; also daran war Mama schuld! Und mit den Leuten verträgt sie sich auch nicht. Ich hab' immer angst, daß die Miele uns kündigt. Jetzt, wo sie endlich ein bißchen Bescheid weiß. Und zu sparen verstehst sie nicht — wir verbrauchen jetzt eine entsetzliche Menge Geld!“

Hans machte sich hastig aus den weichen Armen frei, die ihn zärtlich umschlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingslumen.

Von Dr. E. Scheibener.

In so mancher Gegend glaubt das Volk noch gemeinhin an den Hornregen, der es mit abergläubischer Scheu erfüllt. Wir aber wissen es längst. Der „Hornregen“ wird verursacht durch die Knöllchen eines unserer liebsten Frühlingsgewächse, des Scharbothskrautes (*Mammulastrum floaria*). Das Pflänzchen entwickelt diese Knöllchen in seinen Blattachsen, also — im Geesmas zur Kartoffel — oberirdisch. Nachdem die Pflanze verblüht und die Blätter vergilbt, bleiben die Knöllchen, die unterirdisch sich lösthen, auf dem Boden zurück, um im nächsten Jahre zu neuen Pflänzchen auszukleimen. Da die Pflanze da, wo sie vorkommt, meist in großer Gesellschaft wächst, so liegen nach Schluß ihrer Vegetationsperiode die Knöllchen oft in großer Zahl umher und so konnte der Glaube an einen „Hornregen“ leicht entstehen. Wer für das reizende Gewächs sich weiter interessiert, dem sei gesagt, daß es nierenförmig gefaltete, fettglänzende Blätter besitzt, weiterhin drei- und acht oder mehr tiefgelbe, glänzende Blütenblätter.

Eine Anzahl von Benennungen kommen der Pflanze zu, das Schicksal eines jeden über weite Strecken verbreiteten Krautes. Die gebräuchlichsten sind Feigwurz und Scharbothskraut. Der altberühmte Mediziner und Botaniker Rudolph Jakob Camerarius brachte da schon seine Erörterungen: „Die Erfahrung gibt, daß dieses Kraut eine sonderliche Eigenschaft hat, die Feigwurz zu vertreiben — dannenhero es auch den Namen führt —, so daß man die frische Wurzel samt Blättern zerhackt und überlegt, oder das Pulver darauf streuet. Die Wurzel wohl zerstoßen mit einem süßen, gebratenen Apfel vermischt und wie ein Pfaster übergeschlagen, stillt wunderbarlich die Schmerzen der Feigwurz. Die Blätter dieses Krautes unter dem Salat gegeben sind gut wider den Scharbock (Storbut).“ Daher rührt der Name Scharbothskraut. Noch heute dienen indessen die Blätter des Krautes als Hühnerfutter, so in Siebenbürgen, wo es Händelzelat (Händel-Händchen) heißt. Der Kürntner nennt es Zigeunerkraut oder Zigeuner Salat, weil nach seiner Meinung die Zigeuner es zu Salat bereiten. Leicht verständlich ist uns nach den gemachten Andeutungen des Leherreichters Bezeichnung „Erderghe“ oder „Himmelsbrot“. In einzelnen Gegenden werden die erwähnten Knöllchen gegessen. In Nordböhmen heißt die Pflanze Butterschmirtel, in Niederösterreich wohl

wegen der Farbe ihrer Blüten Schmalblume, in Schwaben Steinkraut, in der Schweiz Kitzel.

In Puschholz des Waldes beginnt jetzt der Seidelbast (Daphne Mezereum) seine süßstacheligen, garten Blüten auszubringen. Manche Sage hat ihr zum Gegenstand ihrer Kunde, insonderheit die christliche Legende. Nach ihr soll er einstmal ein stolzer Baum gewesen sein. Da zimmerten die Juden Christi Kreuz aus seinem Holze und vom göttlichen Blute getroffen, schwand er immer mehr dahin, bis er zum bescheidenen Waldstrauchlein wurde. Immerhin hat er noch große Macht; denn der Tiroler behauptet heute noch fest und leit, daß man mit Seidelbast den Gottseibeiuns selber festbinden könne, wobei er denn auch die Pflanze „Wolfsball“ nennt. Der Wolf war des Donar Begleiter, und da von Donar aus der altsächsischen Mythologie vieles auf den Teufel überging, so wurde der Wolf auch des Bösen Begleiter. Die Bezeichnung „Wolfsball“ verrät also in dieser Zusammenhang mythologische Ursprung. Lieblicher lautet die griechische Sage. Der betäubend süße Duft, die zarte Farbe der Blüten, der verborgene Aufenthalt der Pflanze im Walde, hatten es dem Wolfe der alten Griechen angetan. Und so war sie nicht immer die bescheidene Pflanze gewesen, denn einst war sie eine Nymphe, deren Schönheit das Herz Apollon in Liebe zu ihr entflammte. Sie aber überließ sich keinem ungesüßtem Werben sein Gehör und floh vor seinen Drängen. Immer heftiger verfolgt, hat sie im Gebet Zeus um seinen Schutz, und so verwandelte er sie in eine Pflanze, deren Namen Daphne ihr Gedanken auf ewig fortplant.

Aber wie so manche Pflanze, die durch ihrer Blüten Schönheit uns erfreut, zugleich durch ihre Giftigkeit zur Vorsicht uns ermahnt, so auch die lockende Daphne. Schon über Blinde ist ziemlich idar und ähert sich nach Dinand durch bezauberndes Krachen in Mund und Hals, Durchgeblü, Erbrechen und Durchfall. In schweren Fällen narotische Nebenwirkung mit Schwindel, Veräufung und Krämpfen, ja selbst Tod. Reht bis zwölf Beeren sollen einen Erwachsenen zu töten vermögen.

So ist also der vielfach gebrauchliche, schweizerische Name „Witthännli“ nur allzu gerechtfertigt. Sonst heißt der Seidelbast in der Schweiz auch Jelland oder Jabel, woher eben die Benennung Seidelbast. Jelland nennt ihn auch Gottfried Ketter; im Grünen Deutsch spricht man von der Pflanze Duft des Schönleins Pflegetochter. Die Herkunft der Bezeichnung Jelland ist nach Schöns nicht ganz sicher festzustellen, leicht sich erüber vom Worte seidel her und bringt den Strauch so mit den Bienen in Verbindung (alth. sibal, daher sibalari-Beidler, Bienenzüchter), die allerdings die Blüten der Pflanze gerne aufsuchen, aber geht nach Grimm sogar auf Jiu, den Gott des süßen Frühlingsbinnens zurück, wenigstens war im germanischen Altertum die Pflanze als Biolinia dem Jiu heilig. Die Oberösterreichische Benennung Zwilinde und noch mehr die schweizerische Blande (Matia) machen die Grimmsche Annahme in der Tat im hohen Grade wahrscheinlich. Dazu kommt noch, daß auch der altsächsische Name „Tyrbr“, sie zu Jiu (altsächsisch Ty) zu setzen und damit als Frühlingsblume zu bezeichnen scheint. In Siebenbürgen erinnert ihre Blätter an den Lorbeer; man nennt sie dort Waldlorbeer, in Nordböhmen aber Aufaherde, weil man dort ihre Blätter denen einer Weide vergleiche. Sonst heißt der Seidelbast allgemein auch Kellersholz. „Kellersart“ schreibt Schöns, „und der Leinwiger sind mit der Ableitung des Wortes bald fertig; „des Kellersholz“ erklärt jener unangenehm, dieser schon etwas gewalttätiger Kellersatz. Die Wissenschaft leitet ab vom althochdeutschen erbellan, emlich quell = quaten, plagen, macht den Kellersatz also zu einem Kraute, dessen Geruch dem Halse unangenehm ist. Tatsächlich verursacht (wie ja bereits angeführt) die rosen Beeren, wenn sie bei Halskrankheiten als Gewürzmittel angewendet werden, hartes Brennen. „Bitter, heißend und brennend auf den Jungen“ meint Camerarius. Diese unangenehme Eigenschaft wird in manchen Gegenden geradezu mit der des Pfeifers verglichen. Pflanzblume heißt daher die Pflanze in Ostfriesland und Mecklenburg, Pflanzfuß (Wusch) an der unteren Weiser und Pfefferblümchen in der Eifel.

Auch in der Heilkunde spielte der Seidelbast seine Rolle. In früheren Zeiten allerdings weit mehr wie heutzutage, wo er meist nur noch zu Pflastern und Salben Verwendung findet, so in der Allopathie bei rheumatischen und giftigen Leiden. Auch hat ihn die neuere Naturheilkunde wieder aufgenommen, gegen Altersschwäche, Knochenhautentzündungen, nässende Flechten, Gesichtsschmerzen, Nostal und Kruchhuten. Ob es freilich von Wert sein dürfte, demart gefährliche Mittel der breiten Masse zugänglich zu machen, bleibe dahingestellt.

Weit unschuldiger sind andere Volksanwendungen. So wird die Pflanze, das heißt ein Aufhuf davon, als Mittel zur Verhütung des Ungerichters verwendet, daher sie in Gera Lausbäume heißt, auch Lausbkraut oder Lausholz, deshalb auch legt man im Gotthardischen Biegen einen aus Ruten des Strauches geflochtenen Ring um den Hals, da diese gerade am Halse sehr von Läusen geplagt werden. Im St. Gallischen heißt der Strauch Warzenbast, weil man da den zu einer Art Pflaster erweichten Bast für ein wirksames Mittel gegen Warzen hält. In Tirol bindet man sie sich gegen Krämpfe um die Hüfte und die Bewohner der Nahegegend sind der gleichen Meinung. So heißt sie da Gienblume, „Gien“ als Bezeichnung epileptischer Krämpfe findet sich vielfach in deutschen Dörfern, besonders häufig in und um Bremen.

Hoch oben in der Welt der Berge hat der Seidelbast seine Brüder, wo der wolkliche Seidelbast (Daphne onocarpum) das Gehen schmückt. Er kühlet dort oben den Frühlung, wenn sein talbewohnender Verwandter längst verblüht.

Vermischtes.

* **Seltene Eheschließungen.** Als eine der allmerkwürdigsten Formen von Eheschließungen sind stierlich die zu betrachten, bei denen der Ehevertrag sozusagen mit Blumen, Früchten oder Pflanzen, ja selbst mit Bezauberungen, wie Wasser oder Krügen, geschlossen wird. Bei den Neuwar in Nepal s. B. wird jedes Mädchen schon als Kind mit einer Bel-Frucht verheiratet, die man dann nach der Feierlichkeit in irgend einen heiligen Fluß wirft. Das schließt natürlich die spätere Gattenwahl nicht aus. Fällt aber die neue Ehe nicht nach Wunsch aus, so kann die junge Frau sich selbst in sehr bequemer Weise von ihrem neuen Gemann scheiden lassen. Sie braucht nur eine Bel-Frucht unter das Kopskissen ihres Gatten zu legen und kann dann einfach von dem Mann gehen. Durch die Ehe mit der Bel-Frucht wird auch den Witwen die Wiederverheiratung ermöglicht. Denn nach der Aufhebung der Neuwar kann ein Weib ihres Stammes überhaupt niemals eine Witwe werden, da die Bel-Frucht, mit der sie zuerst verheiratet worden war, als immer noch existierend betrachtet wird. Bei den Kalsa Kumbis in Gujarat behauptet die Sitte, daß die Eltern ein heiratsfähiges Mädchen für das sich noch kein Bräutigam gefunden habe, mit einem Blumenkranz vermahlen. Am nächsten Tage, wenn die Blumen zu welken beginnen, wirft man sie in einen Brunnen, und die Braut von gestern wird von jetzt ab als Witwe betrachtet. Da es aber bei den Kalsa Kumbis im Gegensatz zu andern indischen Volkstämmen kein öffentliches Vergerntis erfolgt, wenn eine Witwe sich wieder verheiratet, so kann sie sich wieder einem Gatten suchen, der ihr zusagt. Im unteren Himalayagebiet pflegt man einen Knaben oder ein Mädchen mit einem irdenen Krug zu verheiraten, und zwar dann, wenn die Stellung der Weltine oder die Vorzeichen für eine richtige Ehe ungünstig sind sind. Es werden die gewöhnlichen Hochzeitsfeierlichkeiten veranstaltet, worauf der Hals des Bräutigams oder der Braut mit dem Halbe des Kruges durch eine Schnur zusammengebanden wird. Bei den Kuronen und den Ngonois in Nord-Amerika war es früher Brauch, junge Mädchen mit den Fingerringen zu vermahlen. Dadurch sollte der Fickung sehr ergiebig werden. Hierbei wendet man viel mehr idemliche Berechnungen an, als bei der menschlichen Berechnung üblich waren. Alle Jahre, in der Mitte des März, fand die Fickfeier statt. Zwei Mädchen in jugendlichem Alter wurden als Gemahlinnen für das Reg ausgewählt, das Reg wurde zwischen die beiden Bräute gehalten, und einer der Hauptleute hielt dann an das Reg oder richtiger gesagt, an den wesen des Reges, eine Rede, in der er den Geist ermahnte, seine Pflicht zu tun und den Stamm reichlich mit Nahrung zu versorgen. Im übrigen sei an den Brauch erinnert, wonach der Doge von Venedig sich in feierlicher Eehelicht mit dem Meere vermahlen mußte.

— **Der Plan einer Bildtelegraphenlinie Berlin-Wien-Sofia-Konstantinobel.** Die werdende Weltverkehrsstraße zwischen der Nordsee und dem Indischen Ozean, die selbstverständlich mit Telegraphen- und Telephonleitungen reichlich ausgestattet sein wird, könnte nach einem Vorschlage Professor A. Korns ohne Schwierigkeiten und ohne große Kosten auch nebenher der Bildtelegraphie in großen Maßstabe nutzbar gemacht werden, wenn die einzelnen Hauptstädte, der Linie, vornehmlich Berlin, Wien, Budapest, Sofia und Konstantinobel sich entschließen, Anstalten für Bildtelegraphie einzurichten. Für die Uebermittlung, so teilt der „Prometheus“ mit, können die Telegraphen- und Telephonleitungen in Betracht, die Telephonleitungen auf kürzere Strecken, wie etwa Berlin-Wien, während für die größeren Entfernungen, etwa Berlin bis Konstantinobel, die Telegraphenlinie herangezogen werden müßte. Wenn etwa die zwischen Berlin und Wien bestehenden Fernspreckleitungen eine Viertelstunde lang so geschaltet würden, daß sie die Bildtelegraphenanstalten in den beiden Städten verbinden, dann würde das genügen, um das Bild eines Ereignisses, das sich am Nachmittag in Berlin abspielt hat, bereits am nächsten Tage in den Wiener Morgenzettungen bringen zu können. Auf der verhältnismäßig langen Strecke Berlin-Konstantinobel würde unter Benutzung des hier im Betriebe befindlichen Siemens-Schnelltelegraphen in etwa einer Stunde ein Bild übertragen werden können. Die hauptsächlichsten Kosten der telegraphischen Bildübertragung würden die Benutzungsgebühren für die Leitung bilden, die in den verkehrsfreien oder -armen Stunden, ähnlich wie bei den Brieftelegraphen, wohl zu ermäßigten Sätzen zur Verfügung gestellt werden könnten; die Kosten einer Bildtelegraphenanstalt würden etwa 5000 bis 6000 Mark betragen, und für die nur stundenweise erforderliche Bedienung einer solchen Anstalt genügt ein Ingenieur und ein Mechaniker; die Kosten für den Verkehrsstrom und die photographischen Materialien sind nur gering, so daß das vorgeschlagene Unternehmen nicht ausdieserlei ersicht. Jede der großen Zeitungen wäre es, sich des Vorschlages anzunehmen, aber auch die Regierung der beteiligten Staaten müßten daran mitarbeiten. Ueber den Wert des Bildes

als Werbemittel braucht kein Wort weiter verloren zu werden, und daß ein solches Werben durch Bilder gerade in den Ländern, die wir wirtschaftlich erschließen wollen, besonders zweckmäßig wäre, bedarf auch keiner weiteren Erörterung.

* **Drabtllose Telephonie zwischen New York und San Franzisko.** Von einem bedeutenden Fortschritte der drahtlosen Telephonie berichtet die neugegründete, in Göteborg erscheinende Fachzeitung für drahtlose Telegraphie und Telephonie „Radio“. Während des Krieges soll es den Amerikanern gelungen sein, die gewaltige Entfernung zwischen New York und der San Franzisko-Bucht mit Hilfe drahtloser Telephonie zu überbrücken, und der Vorsitzende der American Telephone and Telegraph Company in New York soll sich bereits in einem drahtlosen Gespräch mit seinem ersten Ingenieur unterhalten haben, als dieser sich auf Mare Island in der San Franziskobucht befand. Allerdings wurde das drahtlose Gespräch dabei nur in einer Richtung geführt, nämlich von New York aus über Arlington nach Mare Island, während der Ingenieur in umgekehrter Richtung die Telephonleitung benutzte, die zur Nachprüfung nötig war. Die Sendestelle war dabei nicht in New York selbst, sondern in Arlington, so daß die tatsächlich überwindene Entfernung Arlington—Mare Island rund 4000 Kilometer beträgt. Die beiden Sendee- und Empfangsstellen für drahtlose Telephonie, gleichzeitig aber auch einige andere wärdien auf die gleiche Wellenlänge 6000 Meter abgestimmt; die drahtlose Sendung erfolgte dort automatisch auf dem Wege über die Drahtleitung New York—Arlington. Die Stärke des Antennensystems belief sich während des Versuches auf etwa 100 Ampere. Anzeichen konnte das drahtlose Gespräch auf Mare Island vollkommen ausgenommen werden, ja andere Empfangsstellen, die erheblich weiter entfernt liegen, konnten Bruchteile des Gesprächs auffangen, so die in Darien (Panama), und die im Pearl Harbor (Honolulu), womit Entfernungen bis zu 7800 Kilometern durch die drahtlose Telephonie überbrückt wären; wenn sich die Nachrichten von diesen erfolgreichen Versuchen in vollen Umfang befähigen, rückt eine drahtlose Telephonie zwischen der alten und der neuen Welt in greifbare Nähe. Die Haupt Schwierigkeit, die noch zu überwinden ist, liegt wohl in den störenden atmosphärischen Einflüssen. Ein amerikanischer Fachmann, dessen Name auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie und Telephonie auch bei uns wohl bekannt ist, Professor Pupin, behauptet auch diese Schwierigkeit bereits überwunden zu haben.

— **Sterilisierte Butter.** Als bestes Mittel zur Konservierung von Butter wird neuerdings das Verfahren der Sterilisierung empfohlen. Seine Vorteile bestehen, wie einer Schilderung von Marie Fischer in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse zu entnehmen ist, darin, daß sterilisierte Butter viel schmackhafter ist als die ausgelassene langeingelochte Butter, sowie daß sie hinsichtlich der Menge viel sparsamiger ist, da sie nicht an Gewicht verliert wie beim Verfahren des Auslassens. Sowohl Sahn-Butter wie auch saure Landbutter lassen sich leicht sterilisieren und halten sich dabei mindestens ebenso frisch und wohlriechend, wie wenn sie früher eingelegt wurden. Zum Zweck der Sterilisierung wird die Butter in kleine Stücke geschnitten, die man in Einmachgläser mit Gummiringen legt, wobei sie nicht höher als drei Finger unter den Rand reichen soll, damit die Gummiringe nicht durch das aufsteigende Fett undicht gemacht werden können. Bei Mangel an gereinigtem Konservengläsern kann man auch gewöhnliche hohe Durchgläser verwenden, die mit boppeltem, in heißes Wasser getauchtem Pergamentpapier überbannt werden. Die so gefüllten Gläser werden in den Sterilisationsapparat gebracht und verbleiben dabei 30 Minuten bei 85 bis 90 Grad. Bei diesem Verfahren setzt sich die Milch zu Boden. Wenn später die Butter gebraucht wird, stellt man das Glas in warmes Wasser, und sobald der Inhalt flüssig geworden ist, schüttet man ihn in eine Schüssel. Bevor die Butter in dieser zu erstarren beginnt, wird sie mit der sich unten ansammelnden Milch ordentlich verrührt, so daß sich Milch und Fett wieder genau so verbinden wie im Naturzustande der Butter. Der Hauptwert der sterilisierten Butter liegt also darin, daß nichts von der Milch verloren geht, wodurch sie mit ihr gelochten Speisen leichter gebräunt werden können, als mit eingelochter Butter. Zwischen frischer und sterilisierter Butter ist demnach überhaupt kein Unterschied zu erkennen.

Büchertisch.

— **Der Mann Wagner: Die Rächer.** Roman. — Verlag von Egon Fleischer & Co., Berlin W. — Preis 4 Mk. — Dieser Roman ist gewissermaßen zeitlos. Als wenn die große Umwälzung, die unsere Zeit durchzumachen hat, gar nicht vorhanden wäre, hätte der Dichter an die sozialen Verhältnisse vor dem Kriege an. Es ist ein Kriminalroman mit psychologischer Vertiefung und sozialer Tendenz, den er hier vorlegt. Zwei Menschen lernen sich im Gefängnis kennen, die im bürgerlichen Sinne Verbrecher sind, aber vom sittlichen Standpunkt aus keine Verdammung verdienen. Wie auf diese Menschen der Aufenthalt im Gefängnis wirkt, was das Gefängnis aus ihren Charakteren macht, und wie sie nach

wiedererlangter Freiheit im bürgerlichen Leben sich betätigen, das ist der Inhalt des außerordentlich spannenden, tief schürfenden Buches. Das Unterhaltungsbedürfnis des Durchschnittslesers wird durch die spannende Fabel befriedigt, wie der Wunsch des anspruchsvolleren Lesers nach gedankenreicher Gestaltung durch die feine Psychologie und durch die ausgesprochen soziale Note, die dem Roman eigen ist.

— **Albert S. Rausch: Jonathan—Batroklos.** — Verlag von Egon Fleischer & Co., Berlin W. — Preis 3 Mk. — Nach den zarten Dichtungen der „Blutungen“, dieses frühen Buches, das alle Geschmäcker in den Gefühlen auslöst, aus denen sie entspringen und mit Wucht jede scharfe Kontur vermischt, nach der „Süßlichen Reise“, dieser wundervollen Vision von dem, was wir den „Süßen“ zu nennen pflegen, offenbart uns Albert S. Rausch in seinem dritten Prosa-Buch: „Jonathan/Batroklos“ eine ganz neue Seite seiner Künstlerkraft. Im Frühjahr 1914 — also lange vor Ausbruch dieses Krieges — beendet und in nichts durch ihn beeinflusst, gibt dieses neue Buch in seinen beiden Erzählungen, die sich an die bekannten Heroengestalten der ältesten jüdischen und griechischen Geschichte anlehnen, plastisch, fast primitive Gestaltungen menschlicher Beziehungen, deren Hintergrund, deren Atmosphäre, deren Rahmen und Lebenselement der Krieg ist. Die einfachen, allgemein bekannten Gegebenheiten der Massenbrüderkämpfe Davids und Jonathans, Achilleus' und Patroklos' sind, wundervoll vertieft und erhellt, gesehen mit dem Auge des geborenen Dichters, das alle Entfernungen und Fremdheiten längst verflurhener Kulturen leicht durchdringt und nur noch das rein Menschliche spürt und hervorholt, das vor tausenden von Jahren denselben Gesetzen unterlag wie heute, denselben leidenschaftlichen Trieben, denselben Erhebungen, Erdösungen und Beförderungen. Nur die Form seelischen Erlebens kann sich ändern, die Substanz der menschlichen Seele ist un wandelbar. — Beide Dichtungen sind von tiefer, einfacher Tragik und Größe. Alles in ihnen ist auf die ganz schlichte, schmucklose, große Linie und Geste gestellt. Die Sprache ist einfach, knapp, hinreichend in Bild und Rhythmus. Sie verlangt nach dem gesprochenen Wort, sie durchdringt nicht die Geheiß des Prosafiklers, aber sie ist dennoch nichts anderes als eine unendliche Strophe. — Der junge vornehme Deutsche, der werdende und der gewordene, und alle, die dem Sinn einer ganz reinen Kunst nahe stehen, werden die Freunde dieses Buches und seines Schöpfers werden.

— **Hilfe für den Kriegsbeschädigten Landsturmann.** Auch unserer wackeren Landsturm hat gleich seinen älteren Kameraden nach Kräften dazu beigetragen, das Vaterland zu retten. Die kriegsbeschädigten Landsturmlente und ihre Familien bedürfen daher ebenfalls der werktätigen Unterstützung und Fürsorge. Es war daher ein ganz ausgezeichnete Gedanke der Prinzessin Sophie Charlotte von Preußen, der Gemahlin des Prinzen Eitel Friedrich, ein Bilderbuch vom Landsturmman herauszugeben, dessen Reinertrag zur Unterstützung der kriegsbeschädigten Landsturmlente und ihrer Familien bestimmt ist. Das 48 Seiten umfassende Buch, das in vortrefflicher Ausführung starkem Karton 24 farbige lustige Bilder aus dem Landsturmleben mit entsprechenden humorvollen Versen anheftet, ist schon erschienen und zum Preise von 3 Mark in allen Buchhandlungen erhältlich. Von jedem verkauften Exemplar werden 60 Pfa. der Unterstützungskasse der Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen für kriegsbeschädigte Landsturmlente zugeführt.

— **Ein Tiller Roman von Paul Oskar Höcker** (Verlag von Ullstein u. Co., Berlin), Preis 4.50 Mk. broschiert, 6 Mk. gebunden). Das neue Werk Paul Oskar Höckers ist ein Zeitroman, die umfassende Gestaltung des im Sturm der Kriegsjahre aus nächster Nähe Erlebten. Nicht das kleine Menschenbild war hier entscheidend, sondern das Schicksal der Stadt, deren Namen der Titel nennt, der buntebewegte oder tragisch verklärte Hintergrund. Mit dem Fall von Lille im Spätherbst 1914 schließt die in großen Bildern vorüberziehende Epone, die mit den Hochsommer-Tagen des leidenschaftlichen Revanderauchs, mit heller, lustiger Straßenmusik anhebt. Seine ganze Erzählerkunst hat Höcker für diese Figuren und Stimmungen aufgebietet.

Ergänzungsrätsel.

— s, Ar —, — de, Jun — r, L — e, B — k, So — z, — no, ke —, A —.

Statt der Striche sind jedesmal drei vossende Buchstaben zu setzen, so daß Wörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Sinnesorgan, Baum, Velektunungskörper, weibliches We en, Teil des Gedichtes, Mitteilung, Stolz des Soldaten, Tätigkeit des Auges, Ausdruck heiterer Stimmung, Metall. Die eingeklammerten Buchstabengruppen müssen in sinnemäßem Zusammenhang eine Kriegsmeldung ergeben, die von der Lektüre unserer U-Boote Kunde gibt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kryptogramms in voriger Nummer:
Esra über alle unsre Reinde

Schreibleitung: Dr. H. Jenz. — Zwillinggrunddruck und Verlag der Brüglischen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. H. Lange, Gießen.